

Roland Benedikter

Die Projektion des 20. in das 21. Jahrhundert

Zur historischen Symptomatik neuerer US-amerikanischer Politikwissenschaft. Eine Bilanz des Werkes von Samuel P. Huntington (1927-2008) aus grundsatzorientierter kontinentaleuropäischer Sicht*

Am Weihnachtstag 2008 starb der amerikanische Politikwissenschaftler Samuel Phillips Huntington. Er wurde 81 Jahre alt, wovon er 57 Jahre lang an der Universität Harvard wirkte. Sein Werk kann in mehrfacher Hinsicht als symptomatisch für den Weg, die Errungenschaften und die produktiven Ambivalenzen neuerer US-amerikanischer Politikwissenschaft und ihrer internationalen Ausstrahlung angesehen werden. Wie kaum ein anderes eignet es sich daher für einen grundsatzorientierten Rückblick und eine kritische Würdigung.

An der Schnittstelle zwischen Theorie und Praxis

Huntington wurde am 18. April 1927 in New York City als Sohn eines Verlegers und einer Schriftstellerin geboren. Er arbeitete zeitlebens konsequent an der Schnittstelle zwischen Theorie und Praxis, was durch die verschiedenen Positionen, die er im Laufe seines Lebens innehatte, belegt wird. So war er Mitbegründer des *Foreign Policy Magazine*, langjähriger Präsident der Amerikanischen Gesellschaft für Politikwissenschaften, Gründer des John M. Olin Instituts für Strategische Studien in Harvard, 1978–1989 Leiter des Harvard Weatherhead Center for International Affairs und 1996–2004 Direktor der Harvard Akademie für Internationale und Regionalstudien. Er war Autor von 17 Büchern und dutzender bis heute viel diskutierter Artikel, darunter des »neuen Artikels X der nachideologischen Epoche«: »Der Kampf der Kulturen und die Erneuerung der Weltordnung« (1993). Dieser machte ihn – im bereits reifen Alter von 66 Jahren – auf einen Schlag weltberühmt. Aufgrund des unerwarteten internationalen Interesses baute er dessen zunächst notdürftige Skizze von wenigen Seiten ab 1996 zu umfangreichen Überlegungen über die weitere Weltentwicklung im Spannungsfeld zwischen Kultur, Religion und »politisch-ökonomischem Komplex« (General Dwight D. Eisenhower) aus. Daneben diente er aber auch als außenpolitischer Berater des Präsidentschaftskandidaten Hubert H. Humphrey 1968 und von 1977–78 als Koordinator der Sicherheits-

* Mein Dank gilt Dr. Niko Kohls, Ludwig-Maximilians-Universität München, für einer erste redaktionelle Überarbeitung und Kürzung des ursprünglich mehr als doppelt so langen Manuskripts.

planung des Nationalen Sicherheitsrates der Vereinigten Staaten unter Jimmy Carter. Er verstand es insbesondere für junge Studenten als »Former eines Geistes« (*pro-fessor forma mentis*) zu wirken. Zu seinen Schülern gehörten einflussreiche innen- und außenpolitische Theoretiker wie Francis Fukuyama und Zareed Fakaria ebenso wie maßgebliche Entscheidungsträger im Weißen Haus über mehr als fünf Jahrzehnte, darunter Eliot Cohen.

Umstrittenheit als Gütesiegel

Huntington war von seinen Anfängen in den 1950er Jahren bis zu seinem Tod einer der meistbewunderten und zugleich umstrittensten wissenschaftlichen Autoren seiner Zeit. Die Ambivalenz seines Rufs war ihm selbst wichtig. Er hielt den modernen Intellektuellen für den Herausforderer und die Hebamme einer dialektischen Schärfung öffentlicher Urteilskraft. Die Umstrittenheit seiner Thesen war fester Bestandteil seiner Laufbahn; ohne Auslösung einer kontroversen öffentlichen Diskussion hielt er ein Buch für gescheitert. Er förderte deshalb aktiv die Auseinandersetzung um seine Ideen; und die gewisse Aura des Berühmten, die ihn zeitlebens umgab, genoss er mindestens ebenso sehr wie die Sicherheit seines akademischen Status, aus dem heraus er ohne Risiko mit hoher institutioneller Reputation im Rücken in das realpolitische Feld hineinwirken konnte, ohne sich in den Fallstricken der Alltagspolitik verfangen zu müssen.

In dieser Hinsicht stand Huntington ganz – wenn auch meist ohne ausreichendes Außenbewusstsein – in der typisch US-amerikanischen Tradition der Einheit des Intellektuellen mit dem Politiker, des Geistes mit der Polis, der Konzeption mit der Tat. Für das Ausnützen, ja oft nahezu grenzwertige Ausreizen der strategischen Vorteile seiner Positionierung an der Schnittstelle zwischen Theorie und Praxis mittels Auslösung tiefgreifender öffentlicher Kontroversen hatte Huntington selbstverständlich seinen Preis zu zahlen. So wurde er, national bereits aufgrund mehrerer kontroverser Schriften sowie gemeinsamer Arbeiten mit dem späteren Theoretiker der alleinigen amerikanischen Weltherrschaft und Sicherheitsberater mehrerer US-Präsidenten Zbigniew Brzezinski bekannt, erst im Alter von knapp 60 Jahren 1986 und 1987 zwei mal zum Mitglied der Amerikanischen Akademie der Wissenschaften in Washington vorgeschlagen. Er wurde – für einen Harvard-Professor ungewöhnlich – beide Male abgelehnt.

Die zwei Kernelemente

Im Blick auf Huntingtons Lebenswerk ist die Unterscheidung und Kombination *zweier* Kernelemente wesentlich, die sich beim näheren Hinsehen als dialektisch aufeinander bezogen erweisen. So besteht Huntingtons Werk auf der *einen* Seite in der Sichtbarmachung von Widersprüchen, die sich an tagespolitischen Symptomereignissen entzünden. Er verstand es, davon ausgehend in Grundsatzerwägungen überzuleiten und die Ambivalenz in Wahrnehmung und Urteilsbildung aufzuarbeiten. Auf der *anderen* Seite war Huntingtons Denken zugleich dem Versuch eines umfassenden Jahrhundert-Denkens

gewidmet. Es war das Bemühen, die »entscheidende Linie« der Zeit in mittel- bis langfristiger Blickrichtung zu finden und ihre zu erwartenden Folgen zu antizipieren.

Huntingtons Lebensarbeit im Ganzen bestand im Ringen um die Zusammenführung von tagespolitischer Realität und »großer« Zeit-Substanz, von Wirklichkeit und der ihr innewohnenden Idee, von Pragmatismus und Idealismus. In der teils trotzigen, teils starrköpfigen, selten auch selbstreflexiven, kaum je selbstironischen Art der Ausgestaltung dieses Ringens lebte die Eigenheit seines Werks. Diesem Ringen ist seine eigentliche Faszination und Ausstrahlung im Zeitalter jener globalen Renaissance politischen »Substanzdenkens« geschuldet, welche seit Mitte der 1990er Jahre über die USA hinaus weltweit Raum greift.¹

Verlauf eines Jahrhundert-Denkens

Die entsprechende Dialektik beginnt bereits bei Huntingtons erstem öffentlich rezipiertem Werk: *Soldat und Staat. Theorie und Politik der Beziehung zwischen militärischer und ziviler Macht* (1957). In diesem Werk finden sich alle denkerischen Versatzstücke des Huntington'schen Werkes, aber auch seine prinzipielle Denkweise, der er ein Leben lang treu bleiben sollte, *in nuce* angelegt. Das Buch wurde durch den Konflikt zwischen Präsident Harry S. Truman und seinem vielfach ausgezeichneten General Douglas MacArthur inspiriert, den Truman 1951 im Gefolge einer Meinungsverschiedenheit über die Korakriegspolitik entließ.

Damals ergab sich aus diesem Fall angesichts der als Bedrohung empfundenen Expansion der Sowjetunion eine äußerst aktuelle Grundsatzfrage. Sie lautete, inwieweit sich die zusehends notwendige militär- und machtpolitische Logik mit einem demokratischen Ordnungs- und Herrschaftsgefüge vertragen konnte. Huntington profilierte sich als Analytiker und typologischer »Zuende-Denker« des Verhältnisses zwischen Militär und Politik und zwischen ziviler und autoritativer Gewalt in den demokratischen Gesellschaften des Kalten Krieges. Er offenbarte sich einerseits als Bewunderer militärischer Gewalt, aber zugleich als entschiedener Verfechter ziviler Macht.

Damit setzte er sich, beispielhaft für sein gesamtes Werk, zwischen alle Stühle. Er wurde, nicht zum letzten Mal, von beiden Seiten attackiert: sowohl von den Konservativen, die sein Buch als Schwächung des Militärs in heikler Lage verstanden, als auch von den Liberalen, die es als Huldigung an Kriegslogik verrissen.

Doch eben aufgrund seiner ambivalenten Rezeption wurde das Buch schnell zu einem der meistdiskutierten englischsprachigen Bücher der 1950er Jahre. In ihm sammelten sich symptomatisch die kreativen ebenso wie destruktiven Widersprüche der US-Gesellschaft und -Eliten jener Zeit: nämlich die Zerrissenheit zwischen der Tendenz zur »unitaristischen« Militarisierung der Gesellschaft in Zeiten der Bedrohung und der gleichzeitigen Bemühung um Aufrechterhaltung liberaler Standards, demokratischer Ideale und Bür-

1 Vgl. H. Schilk: »Nur ein religiöses Amerika kann dem Islam widerstehen«. Bestsellerautor Samuel Huntington ruft seine Landsleute auf, die Identität der USA zu verteidigen. In: *Die Welt*, 5.9.2004.

gerrechte. Dieses Thema sollte ab dem 11. September 2001 unter den acht Jahren der Bush-Ägide kraftvoll auf die politische Bühne wiederkehren – und erneut zu einem zentralen Thema »westlicher« Binnenentwicklung werden. Huntington empfand es deshalb stets als Kränkung, dass seine Fallstudie nach dem 11. September nicht stärkere Wiederbeachtung fand.

1964 folgte das nächste aufsehenerregende Buch: *Politische Macht: USA/Sowjetunion*. In ihm analysiert er die Kerndynamiken des Kalten Krieges und mögliche Siegesstrategien aus einseitig US-amerikanischer Sicht. Zentrum war die Analyse der zwei widerstreitenden Philosophien des Kalten Krieges unter dem Gesichtspunkt der Erhaltung und des Ausbaus der US-Vormacht. Huntington verfasste das Buch gemeinsam mit dem heute 82-jährigen Zbigniew Brzezinski, seit 2009 erneut Berater des US-Präsidenten, diesmal Barack Obamas.² Die Autoren entwickeln die These, dass zur Sicherung des Sieges der USA und der um ihren Kern konzentrierten »westlichen Zivilisation« im Kalten Krieg die Kombination von militärischen und demokratiepolitischen Strategien nötig sei.

Wer das Buch heute unter völlig veränderten globalpolitischen Bedingungen erneut liest, bemerkt sofort: Hier, in der Machtpolitik des 20. Jahrhunderts – und zwar erneut genau am komplexen Schnittpunkt zwischen Militär- und Demokratiepoltik – hatte Huntington sein Selbstverständnis als praktizierender Denker und denkender Praktiker gefunden. Hier war er geistig zuhause. Hier konnte er ganz jener Vertreter des US-Denkens zwischen Sorge und Eigennutz, Idealismus und Pragmatismus, Isolation und Gemeinsinn sein. Genau darin profilierte er seine Stärke, die in den Jahren darauf sein gesamtes Werk bis zu seinem Tod prägen sollte. Hier zeigte sich in der Ausweitung binnenpolitischer auf weltpolitische Erwägungen zum ersten Mal mit aller Deutlichkeit: Huntington war nie ein Kosmopolit, er verstand sich vielmehr als ein »für die Welt denkender und handelnder« US-Bürger und -Patriot.

Zwischen Förderung und »Mäßigung« der Demokratie

1969 veröffentlichte Huntington sein Buch *Politische Ordnung in sich verändernden Gesellschaften*. Angesichts der zunehmenden Verlagerung des Kalten Krieges in einen Stellvertreterkrieg in Entwicklungsländern behandelt er darin die Möglichkeiten und Grenzen der Demokratisierung in der dritten Welt. Zeitweise vergessen, erlangte dieses Buch nach dem 11. September 2001 neue Aktualität durch das in seltener Übereinstimmung sowohl von konservativen US-»Idealisten« unter George W. Bush wie Paul Wolfowitz und Gary Schmitt wie von linken Intellektuellen ausgerufene »Jahrhundert der Demokratisierung« (Eric Hobsbawm). Das Buch wird seit Anfang der 1970er Jahre bis heute als Lehrbuch verwendet und gilt als Standardwerk. Auch dieses Buch ist bei genauerem Hinsehen wie das gesamte Werk Huntingtons vor allem gekennzeichnet durch

2 H. Ritz, »Die Welt als Schachbrett. Der neue Kalte Krieg des Obama-Beraters Zbigniew Brzezinski« in: AG Friedensforschung an der Uni Kassel, <http://www.uni-kassel.de/fb5/frieden/regionen/USA/nach-bush.html> (zuletzt aufgerufen am 19.1.2010).

die Ambivalenz zwischen idealistischer Förderung und pragmatischer Eingrenzung von Demokratie, zwischen liberalen Idealen und Elitismus. Und diese Ambivalenz steht in gewisser Weise für die Ambivalenz des 20. Jahrhundert aus US-Perspektive.

Worin diese Ambivalenz besteht und worauf sie hinausläuft, hat Huntington in seiner bis heute in Europa wenig rezipierten Arbeit *Die Krise der Demokratie* (1975) vielleicht am deutlichsten und offensten beschrieben. Hier liest man programmatische Aussagen, wie er sie später nie mehr derart explizit wiederholen sollte, die aber implizit aus seinem gesamten weiteren Werk in variierter Weise hervortreten. Sie sollten sinngemäß insbesondere sein bekanntestes Werk *Der Kampf der Kulturen* (1993/1996) unterschwellig mit prägen:

»Die Verwundbarkeit der demokratischen Regierung... beruht in erster Linie nicht auf äußerer Bedrohung..., sondern auf der inneren Dynamik der Demokratie selbst in einer hochgradig gebildeten, mobilisierten und teilnehmenden Gesellschaft. (...) Einige der heutigen Probleme des Regierens... stammen aus einem Übermaß von Demokratie... Benötigt wird hingegen ein größerer Grad an Mäßigung in der Demokratie... Die wirkungsvolle Funktionsweise eines demokratischen politischen Systems benötigt ein gewisses Maß an Apathie und Nichtbeteiligung auf Seiten einiger Individuen und Gruppen.«³

Zwar verdankt sich Huntingtons Auffassung von einer notwendigen »Mäßigung« der Demokratie gewiss dem Druck des machtpolitisch motivierten gesellschaftlichen »Unitarismus« und Elitismus des Kalten Krieges. Doch hat er diese Meinung auch später niemals zurückgenommen, vielmehr vielfach, wenn auch meist nur indirekt, bestätigt. Und er stand damit keineswegs allein in den führenden politikphilosophischen und –pragmatischen US-Kreisen seiner Zeit.

Diesen »impliziten« Elitismus genauer zu verstehen wird deshalb für die europäische Forschung der kommenden Jahre mit entscheidend sein, wenn es darum geht, die grundsätzlichen Ambivalenzen innerhalb der US-amerikanischen Politik und Politikwissenschaft der vergangenen fünf Jahrzehnte zu verstehen. Huntingtons Werk liefert dazu in Grundmotiv, innerer Dialektik, Entwicklung und Färbung den symptomatischen Schlüssel.

Der Kampf der Kulturen

1993 erlebte Huntington seinen von ihm selbst nicht mehr erwarteten weltweiten Durchbruch. Er wurde mit einer zunächst nur miniaturhaften Skizze, die in Anlehnung an die begriffliche und strategische Konzeption des Kalten Krieges durch einen politikwissenschaftlichen Artikel nach dem zweiten Weltkrieg als »neuer Artikel X« gefeiert wurde, weit über seine Heimat hinaus einer breiten Öffentlichkeit als Prophet und Vordenker eines weltweiten »Kampfes der Kulturen« bekannt. Viele fühlten sich dazu veranlasst, in

3 M. J. Crozier / S. P. Huntington / J. Watanuki, *The Crisis of Democracy. Report on the Governability of Democracies to the Trilateral Commission*. New York 1975, S. 113 f.

diesem Aufsatz und dem daraus entwickelten umfassenden Buch (1996) den entscheidenden theoretischen Schritt vom 20. ins 21. Jahrhundert zu erkennen. Mit diesem Buch sei, so die Mehrheit der Kritiker, das Grundmuster des 21. Jahrhunderts offengelegt.

Doch das Muster von Huntingtons diesbezüglichen Überlegungen zeigt keine prinzipielle Veränderung gegenüber vorausgehenden Werken – weder methodisch noch inhaltlich. Vielmehr setzt es nahtlos fort, was in den vorausgehenden, durch die bipolare Logik des Kalten Kriegs geprägten Analysen angelegt war. Der Unterschied besteht im Wesentlichen darin, dass aus den bisherigen zwei Polen nun acht werden, und dass die Analyse sich in weit differenzierterer Weise und viel stärker als bis dahin inter- und transdisziplinär entfaltet.

Huntington sieht in *Der Kampf der Kulturen* die Auseinandersetzung zwischen acht substantiellen Kulturblöcken, in deren Kern die großen institutionalisierten Weltreligionen stehen, als entscheidend für den politischen und militärischen Verlauf des 21. Jahrhunderts an. Diese acht »Zivilisationen« sind »der Westen«, Lateinamerika, die islamische Welt, die afrikanische, die orthodoxe mit Russland als Zentrum, die hinduistische, die japanische und die chinesische Zivilisation. Die »europäisch-westliche Zivilisation« konzipiert Huntington dabei – wie auch in allen vorherigen Werken – als weitgehend einheitlichen »gesellschaftlichen, historischen und geistigen Block«.

Dieser »zivilisatorische Block« habe seit dem 18. Jahrhundert keineswegs durch kulturelle Vorbildwirkung wie zum Beispiel Demokratie, Pluralismus, Individualisierung, Menschenrechte, sondern vielmehr durch militärische und strategische Machtpolitik die Weltherrschaft erlangt. Seit dem Zusammenbruch der ideologischen Oppositionen des Kalten Krieges 1989/1991 befinde sich »der Westen« im Widerstreit mit den anderen sieben Weltzivilisationen. Insbesondere drei dieser Zivilisationen – die islamische, die hinduistische und die chinesische – seien seit damals im Aufstieg begriffen, indem sie macht- und hegemonialpolitische mit kulturellen und religiösen Faktoren verbänden. Sie begännen mit ihren eigenen Wertevorstellungen »dem Westen« seine nur als historisch und systematisch untrennbare Einheit von politischer, militärischer, wirtschaftlicher und kultureller Dimension zu verstehende Vorherrschaft streitig zu machen.

Huntington prophezeit einen angeblich bevorstehenden Wider- bzw. Wettstreit zwischen den Zivilisationen. Dessen Eigenheit werde sein, dass er anstelle der das 20. Jahrhundert prägenden ideologischen Konflikte zivilisatorisch-»tiefenkulturellen« und religiösen Überzeugungs-Faktoren geschuldet sein werde. Daraus leitet er eine politische Voraus-Strategie für »den Westen« ab, um dessen Vorherrschaft über alle anderen Zivilisationen mittelfristig, mindestens aber für das 21. und 22. Jahrhundert zu sichern. Damit verfolgt Huntington keineswegs nur machtpolitische, sondern in mindestens gleichbedeutender – und für seine eigene Konzeption der Gesamtunternehmung seines Denkens ausschlaggebender – Weise auch ideengeschichtliche, zivilisationshistorische und proto-spirituelle, das heißt menschheitsteleologische Ziele.

Menschheitsteleologie unter »verantwortungsvoller Führung« »des Westens«

Huntington war sich mit dem späten Jürgen Habermas darin einig, dass Religion – und in ihrem Kern Erfahrungs-»Spiritualität« – kulturbildend wirken. Dazu gehört, dass Begriff und Rationalität »kritischer Öffentlichkeit« und pluralistischer Demokratie nicht ohne das Christentum möglich gewesen wären. Das hat mit dem Vernunftbegriff der westlichen Zivilisation zu tun. Für die christliche Konzeption des menschlichen Bewusstseins sind der universale und der individuelle Logos strukturidentisch und gleichursprünglich. Sie bilden systemisch-funktional eine »Einheit in Verschiedenheit« und sind – in der katholisch-thomistischen Dogmatik – in produktiver Paradoxie als »ungeschieden und unvermischt« zu denken. Das bedeutet, dass die individuelle Vernunft in ihrer Funktionsweise und in ihrem Grundvermögen identisch ist mit der göttlichen Vernunft und in gewisser Weise, obwohl von ihr getrennt, an ihr Anteil hat, sofern sie ihren eigenen Gesetzen folgt und nicht gegen ihre eigenen Anlagen operiert – was ihr aufgrund des Freiheitsprinzips grundsätzlich möglich ist.

Diese Konzeption begründet eine besondere Würde, ja einen Vorrang der individuellen vor der kollektiven Vernunft in den westlichen Gesellschaften, die sie von allen anderen Religionen und Kulturtraditionen unterscheidet. Sie ermöglicht eine in ambivalenter Weise selbstbezogene – und also auch selbstkritische – Vernunft und erfordert, daraus hervorgehend, eine individualistisch ausgerichtete, das heißt: pluralistische Gesellschaftsform, in der sich diese Vernunft sozial abbilden und organisieren kann. Demokratie ist die notwendige Folge – wenn auch historisch in einem langen und beschwerlichen Weg erlangt. Die christliche Konzeption des Bewusstseins durchlief verschiedene Stadien, mündete in immer stärkere Selbstermächtigung des Individuums in Renaissance und Aufklärung, um schließlich sich selbst vollständig zu erfassen und zum Gesellschaftsprinzip zu machen. Die gesellschaftliche Organisationsform der kapitalistischen Demokratie und ihrer kollektiv-pluralistischen Fähigkeit zur selbstreflexiven Vernunft ist das logische Resultat dieses Prozesses in der Moderne. Gesellschaftliche und politische Ausdifferenzierung ist das äußere Resultat der inneren, »rational-geistigen« beziehungsweise subjektiv-objektiven Würde individueller Vernunftbefähigung.⁴

Aus diesen Überlegungen leitete Huntington die Notwendigkeit ab, dass der »innere Kern« von Demokratie vor dem Zugriff nicht-individualistischer und rationaler Kulturen und Religionen sowie der sie tragenden Gesellschafts- und Politikformationen geschützt werden müsse, weil damit die Tradition, die Rolle und das Selbstverständnis von Vernunft an sich auf dem Spiel stehe – und zwar keineswegs nur für die europäische und westliche Menschheit. Denn das Wohl der gesamten Menschheit hängt für Huntington entscheidend vom Weiterbestand der individualistisch-rationalen Vernunft ab, welche die »balancierte Mitte« des Weltprozesses darstellt und sich seit 250 Jahren in der US-Demokratie am ursprünglichsten abbildet. Daher bedeutet ein verantwortungsvolles Wirken für die Menschheit politisch die Verteidigung der Vernunft und ihrer zeitgemäßen Gesellschaftsform, der Demokratie. Die Verteidigung der Vernunft bedeutet in der

4 Siehe dazu ausführlich H. Adams, *Habermas and Theology*, Cambridge University Press 2006.

Praxis somit nichts anderes als den Erhalt eines dauerhaften, kontinuierlichen macht- und militärpolitischen Vorrangs der westlichen Welt vor allen anderen, nicht-individualistischen Kulturen oder Zivilisationen.

Daraus leitet sich bei Huntington eine untrennbare Einheit von proto-spirituellen mit machtpolitischem Hegemoniestreben ab – und zwar in der Perspektive einer Menschheitsteleologie unter verantwortungsvoller Führung des Westens als »benevolent empire«.⁵ In der entsprechenden »benevolent supremacy« (Niall Ferguson)⁶ besteht seine Menschheitsmission – weit über Eigeninteressen hinaus.

Diese Konzeption hat vielfache Implikationen, und sie bietet in der Verquickung ihrer Elemente nicht nur eine Vielfalt von Optionen, sondern erlaubt vor allem die aktive Kombination von Interessen- mit Missionspolitik. Sie kann in gewisser Weise als Synthese der besten Traditionen der USA erfolgen: idealistisch und pragmatisch, Jahrhundertpläne zentriert auf die Grundlage kultureller und langfristig-menschheitlicher, proto-spirituell-missionarischer Ziele.

Huntingtons Ziel war mit einem Wort die Verteidigung der fortgeschrittensten Vernunft der Menschheit: der rationalen und freien Individualität, und ihrer gesellschaftlichen und politischen Organisationsform weltweit für die kommenden zwei Jahrhunderte. Er war darin ein typischer Vertreter der anglo-amerikanischen Eliten, und zwar bis zu einem gewissen Grad durchaus in der Tradition des British Empire seit Milner, Rhodes und Toynbee, auf die er sich auch ausdrücklich berief. Die Wiederentdeckung der Eigenständigkeit der *forma mentis* des »Westens« und seine mögliche machtpolitische Legitimität im 21. Jahrhundert, dem »Jahrhundert der Demokratisierung« (Eric Hobsbawm), waren für ihn untrennbar verbunden. Darin freilich war Huntington nur Symptom und Ausdruck einer größeren Tendenz, der, wenn auch konkret in unterschiedlicher Weise, nicht nur maßgebliche Theoretiker seiner Zeit, sondern auch viele leitende Staatsmänner folgten (in den USA nicht nur Republikaner, sondern auch Demokraten wie zum Beispiel Bill Clinton).⁷

Scharnier neuerer »Substanzpolitiken«: Der Unterschied zwischen »Kultur« und »Zivilisation«

Mit dieser Sichtweise galt Huntington zeitweise als einer der innovativsten kulturpolitischen Denker für das 21. Jahrhundert. Dies zumal nach dem 11. September 2001, der seine Thesen zu bestätigen schien. Mit dem Handlungsmodell einer künftig nicht mehr bipolaren, sondern typologisch achtgliedrigen Weltkultur, deren einzelne Glieder sich zueinander gegenseitig in Konkurrenz konzipieren und »tiefenantagonistisch« verhalten,

5 R. Kagan, »The Benevolent Empire« in: *Foreign Policy*, Summer 1998, <http://www.foreignpolicy.com/Ning/archive/archive/111/empire.pdf> (zuletzt aufgerufen am 20.1.2010).

6 Vgl. R. Benedikter, »Geborene Identität – geborene Überlegenheit? US-amerikanische Kultursymptome heute« in: *Berliner Debatte Initial. Zeitschrift für sozial-wissenschaftlichen Diskurs*. 17. Jahrgang, Heft 6/2006, Schwerpunkt: »Prekäre Identitäten«. Berlin 2006, S. 56–63.

7 Vgl. dazu insbesondere die Ausführungen Clintons über seine Jahre als Rhodes-Stipendiat in England in: B. Clinton, *Mein Leben*, Berlin 2004.

dem damit verbundenen kulturtypologischen Analyse-Instrumentarium und den daraus abgeleiteten globalstrategischen Empfehlungen für »die westlichen Mächte« konnte Huntington weit über akademische Kreise hinauswirken. Er konnte sogar Teile der europäisch-westlichen Populärkulturen erreichen. Dies war deshalb möglich, weil er offenbar ein Motiv aufgriff, das bis zur Veröffentlichung seines Versuchs unter der akademischen Paradigmen-Herrschaft der streng anti-essentialistischen und »dekonstruktivistischen« »Postmoderne« unterschätzt worden war, unschwellig aber im Geist der Zeit keimte. Obwohl der Unterschied zwischen »Kultur« und »Zivilisation« vor allem in der »poststrukturalistischen« europäischen Rezeption meist übersehen wurde, betont ihn Huntington in seinem gesamten Werk. Diese Unterscheidung ist für ein angemessenes Verständnis nicht nur Huntingtons, sondern der US-amerikanischen Politikwissenschaft und ihres gleichsam primordialen Politik- und Kulturverständnisses nach 1989 und 1991 entscheidend: Huntington sprach im Zusammenhang mit der Konfrontation zwischen kulturell-religiösen Blöcken des 21. Jahrhunderts stets von »Zivilisation«, nicht von »Kultur« im postmodernen Sinn. In der deutschen Übersetzung wurde dies unzutreffend nominalistisch-postmodern als »Kultur« übersetzt. Dagegen spricht jedoch, dass »Zivilisation« ein holistischer und als solcher meta-historistischer, implizit teleologischer Substanzbegriff ist, während »Kultur« ein historisch spezifischer und damit isolierter, in seinem begriffs- und konzeptimmanenten ideologischen Kern meist stark anti-substantialistischer und konstruktivistisch-relativistischer säkularer Funktions-Begriff ist. Diese begriffliche Differenz ist jedoch entscheidend, wenn es darum geht, die konstitutive Differenz zwischen der heutigen anglo-amerikanischen Politikwissenschaft und derjenigen Kontinentaleuropas zu verstehen.

*Die Verlagerung des »Zusammenpralls zwischen Zivilisationen« von außen
(Globalpolitik) nach innen (US-Gesellschaft)*

2004 schließlich erschien Huntingtons letztes Buch, in dem er seinem Ruf als aktiv kontroverser Denker treu blieb, ja diesen in gewisser Weise polemisch auf die Spitze trieb: *Wer sind wir? Die Krise der amerikanischen Identität*. Auch dieses Buch stellte sich bewusst gegen die politische Korrektheit der US-Öffentlichkeit, indem es argumentierte, dass die massive Zuwanderung mexikanischer und südamerikanischer, insgesamt spanisch sprechender Immigranten die nationale Einheit USA gefährde, weil es deren kulturelle Identität in Frage stelle. Huntington behauptet,

- dass die USA stets eine englischsprachige und protestantisch-christliche Nation gewesen seien;
 - dass auf diesen beiden Eckpfeilern die US-Demokratie als solche beruhe;
 - dass die USA nur auf diesen beiden Stützen auch künftig weiter gedeihen könnten.
- Mehrsprachigkeit und Multireligiosität dagegen seien der Anfang vom Niedergang der US-Macht, und damit des »Westens« insgesamt. In die kulturell-religiöse Einheit seien in gleichsam natürlicher Weise auch ethnische und Rassen-Dimensionen hineinverflochten.

Damit wandte Huntington nun, bereits 77-jährig, sein großes Thema des »Kampfs der Kulturen« abschließend von außen nach innen: Kampf der Kulturen nicht nur auf globalpolitischer Ebene, sondern auch im Innern der US-Zivilisation. Diese sei »gespalten« und könne keinesfalls als »multikulturelle«, sondern nur als anglo-protestantische Nation überleben und ihre für das Wohl der Menschheit so notwendige Vormachtstellung behaupten.

Damit schloss sich, in gewisser Weise folgerichtig und seinem Ursprung treu, der Kreis von Huntingtons Denkens. Er ging von US-Binnenproblemen zwischen Macht- und Demokratiepoltik aus (»Soldat und Staat«); erweiterte diese unter den Bedingungen des Kalten Krieges zunächst in eine bipolare Welterperspektive (»Politische Macht«); wechselte anschließend von einer bipolaren zu einer achtdimensionalen Perspektive, die im Prinzip derselben Logik wie die vorherigen Stadien gehorchte (»Kampf der Kulturen«). Schließlich bezog er letztere, im Wesentlichen erneut auf bipolare Muster reduziert, wiederum auf die US-Gesellschaft zurück.

Das Zentrum aller Überlegungen blieb in dem gesamten Kreislauf dieses Denkens eindeutig die US-Gesellschaft und die Sicherung ihrer Überlegenheit in der Welt. Im Grunde genommen war dies Huntingtons einziges Thema. Es zieht sich wie ein roter Faden durch sein gesamtes Denken.

Huntingtons konzeptionelles Kernstück

Huntingtons Denken bewegte sich, wie wir gesehen haben, von Anfang bis Ende im Schnittfeld zwischen militärischen und zivilen Anschauungen und Strategien. Daraus entwickelte sich nach dem Ende des »kurzen 20. Jahrhunderts« (Eric Hobsbawm) mit dem Fall der Berliner Mauer 1989 und dem Aufstieg der USA zur »einzigen Weltmacht« 1991 sein kulturpolitisches Denken für das 21. Jahrhundert. Seine drei Hauptthemen – das Verhältnis zwischen Militär- und Zivilmacht, der »Zusammenprall der Zivilisationen« und die Frage der US-amerikanischen »Identität« als »innerer« Grundlage »äußerer« politischer Überlegenheit der selbstkritisch-säkularen westlichen Vernunft – sind letztlich alle aus ein und demselben Guss.

Huntington war – beispielhaft für die Tendenzen des politischen Denkens seiner Zeit – innenpolitisch ein typisch einheitsorientierter Elitist, der die klassischen White Anglo-Saxon Protestant (WASP)-Eigenschaften für den Fortbestand der weltpolitischen Vormachtstellung für entscheidend hielt. Außenpolitisch war er zwar der Theoretiker des Widerstreits zwischen acht Kulturen, aber immer unter dem Gesichtspunkt der angewandten US-Vorherrschaft und in deren Dienst, nicht in größeren, komplexeren Menschheitszusammenhängen denkend. Sowohl aus innen- wie aus außenpolitischen Gründen räumte er Kultur und Religion einen neuen politischen Stellenwert ein, jedoch stets in engem Zusammenhang mit Militär- und Machtpolitiken. Huntingtons konzeptionelles Kernstück war die Verbindung von militärischem, demokratiepolitischem, kulturellem und religiösem Hegemonie-Denken und dessen Anwendung auf eine komplexere Machtpolitik für das 21. Jahrhundert. Dabei war es nicht sein Ziel, Kultur und Re-

ligion als neuartige, eigenständige Faktoren mit eigenständigen Strukturlogiken auszuweisen, um so die übliche Zweidimensionalität politischen Denkens von der Konzentration auf den »politisch-ökonomischen Komplex« in eine konstitutive Vierdimensionalität hinein zu erweitern, in der Politik, Wirtschaft, Kultur und Religion für das 21. Jahrhundert als zwar funktional hierarchisch, aber struktural äquivalent gedacht werden könnten. Sein Bestreben war es vielmehr, Kultur und Religion mit den Mitteln der traditionellen machtpolitischen Anschauungs- und Analyseverfahren des 20. Jahrhunderts als politische und militärisch relevante Dimensionen den üblichen strategischen Antizipationsverfahren einzugliedern.

Die »eingebauten« Widersprüche Huntingtons waren dabei zahlreich. So war er gleichzeitig als Denker der US-Vorherrschaft in der Welt überzeugt von der »Menschheitsmission« Amerikas, zugleich aber ein erbitterter Gegner der Irak-Invasion, der gegen die Neokonservativen der Bush-Administration polemisierte, denen er nicht nur ihren politischen, sondern auch ihren ökonomischen Internationalismus zum Vorwurf machte. Der Widerspruch war hier, dass Huntington zugleich in proto-teleologischen Jahrhundert-Missionen seiner »Zivilisation« dachte, zugleich aber bekennender Anti-Universalist und Anti-Interventionist war, der die Rolle eines »Weltpolizisten« für die USA ablehnte. Ein weiterer Widerspruch war, dass er sich aufgrund seiner Überzeugung, wirtschaftliche Entwicklung bringe nicht automatisch westliche Werte hervor, stets aktiv gegen eine »kulturelle« Menschenrechtspolitik aussprach, stattdessen im Namen »zivilisatorischer« Ideale traditioneller militärischer und strategische Machtpolitik das Wort redete. Diese Widersprüche heben sich allerdings bis zu einem gewissen Grad auf, wenn man bedenkt, dass er keine »Vermischung« mit anderen »Zivilisationen« durch Kooperation im Inneren, sondern eine äußere Vormachtstellung bei »sauberer« Abtrennung suchte. Er glaubte zudem nicht an eine universale Gültigkeit der westlichen Werte, sondern sah deren historische und geographische Begrenztheit, woraus er die Notwendigkeit ihres Schutzes ableitete.

Huntington war nie ein Vertreter des »Jahrhunderts der Demokratisierung«, weil er nie anderen Zivilisationen aktiv dabei beistehen wollte, Demokratie zu entwickeln und zu implementieren. Vielmehr glaubte er aus einer Art »*domestic idealism*« (Fareed Zakaria) daran, dass man die westlich-europäischen Demokratien im Konzert der acht Zivilisationen so positionieren müsse, dass sie möglichst unbeschadet und mit wenig Kosten ihre Vorrangstellung so bewahren könnten, dass sie ihren eigenen Entwicklungsweg weitergehen könnten. Langfristig würde die Menschheit davon mehr als von allem anderen profitieren; kurzfristige Interventionen aus »weltpolitischem Idealismus« wie zum Beispiel unter Clinton in Bosnien oder unter Bush im Irak dagegen würden diesen langfristigen Erfolg eher gefährden als fördern, indem sie »andere Zivilisationen« gegen »den Westen« aufbrächten.

Huntingtons Beitrag zur Ausdifferenzierung »atlantischen« politischen Denkens

Ein solches Denken in langfristigen Zivilisationserwägungen war Kontinentaleuropa in den 1990er Jahren freilich völlig fremd. Denn zu dieser Zeit herrschte paradigmatischer Anti-Essentialismus im politischen Denken vor, dem jedes Denken in Substanzen verdächtig war. Diese Haltung hatte komplexe lokalhistorische Ursachen, darunter die Erfahrung mit den Pseudo-Substantialismen der Totalitarismen des 20. Jahrhunderts, die damals an der Macht befindliche 1968-Generation mit ihren anti-autoritären und anti-hierarchischen Impulsen, aber auch einen weit tiefer zurückreichenden anti-klerikalen Impuls, der sich den Rückständen des antireformatorischen Jansenismus des 19. Jahrhunderts schuldete.⁸ Die entsprechenden ideengeschichtlichen Tiefenschichten verbanden sich in »Kerneuropa« (Jürgen Habermas, Jacques Derrida, Fernando Savater, Umberto Eco) zu einer politischen Haltung, die jeder langfristigen Anschauungsform skeptisch bis aktiv ablehnend gegenüberstand, sich dabei als aufklärerischen Anti-Obskurantismus verstand und deshalb folgerichtig das Allheil-Mittel in (nominalistischer) »Kommunikationsdiplomatie« bei gleichzeitiger politischer Neutralität als »Vermittler« suchte.⁹

Das führte zu einer weitgehenden Pauschablehnung von Huntingtons Denken in »progressiven« zentraleuropäischen Kreisen. Die entsprechende Nicht-Konfrontation aufgrund prinzipieller »tiefenkultureller« Differenz und Inkommensurabilität der Anschauungsformen ist ein entscheidender Aspekt in der Begegnung und Auseinandersetzung zwischen US- und kerneuropäischem politischem Denken insbesondere seit dem 11. September 2001. Die politische Ausdifferenzierungstendenz innerhalb »des Westens« zwischen der anglo-amerikanischen Welt und dem von führenden Intellektuellen und Politikern beschworenen »Kerneuropa« spiegelt sich seit damals in den Ausdifferenzierungstendenzen politischen Denkens der beiden Kontinente – mit ungewissen Perspektiven. Huntingtons Werk hat aufgrund seiner polemischen Zuspitzung zu dieser Ausdifferenzierung über eineinhalb Jahrzehnte entscheidend beigetragen.

Huntingtons Weltanschauung stand im Gefolge seiner Ursprünge unablässig im Dienst des »letzten Nationalstaats« der Erde, nach 1989-91 insbesondere im Versuch, der »einzigen verbleibenden Supermacht« ein geistiges Korsett von entscheidenden Koordinaten zu geben, wie sie ihre militärische, ökonomische und politische Vorherrschaft mittels einer kulturell-zivilisatorischen, im Kern proto-spirituellen Menschheitsmission aufrechterhalten könne. Die Voraussetzungen hierfür bestehen darin, dass der Schnittpunkt zwischen Kultur, Religion und Politik den Überschneidungspunkt zwischen bisheriger Macht- und Wirtschaftspolitik als entscheidenden Fokus politischer Definitionen und Richtungnahmen ablöst. Dieses Motiv wurde in Kontinentaleuropa zu Huntingtons Lebzeiten viel zu wenig beachtet.

8 Vgl. dazu ausführlicher R. Benedikter, »Politik und Religion. Anmerkungen zur gegenwärtigen Bestimmung ihres Verhältnisses« in: *Berliner Debatte Initial. Zeitschrift für sozialwissenschaftlichen Diskurs*, 19. Jahrgang, Heft 4/2008. Berlin 2008, S. 90-101.

9 Vgl. J. Fischer, *Die rot-grünen Jahre. Deutsche Aussenpolitik vom Kosovo bis zum 11. September 2001*, Köln 2007.

Huntington, die amerikanische Politikwissenschaft und ihr Gegensatz zum europäischen politischen Denken

Kultur ist für Huntington die eigentliche Politik der Zukunft; Kulturpolitiken lösen Machtpolitiken jedoch nicht strukturlogisch ab, sondern werden vielmehr zu diesen transformiert. Damit ändern sie die Funktionsweise, die Logik und verschieben so den Gravitationskern von Macht. Kultur bildet keine neue Dimension neben dem Politischen, sondern wird vielmehr stärker als jemals zuvor in diese hineingezogen. Das Kulturelle und das Politische werden zu ein und demselben; und um das Politische im 21. Jahrhundert zu verstehen, muss man die kulturelle und die religiöse Logik und die mit diesen verschränkten (inneren und äußeren) Mechanismen verstehen. Nicht mehr und nicht weniger. Das war die eigentliche »Entdeckung«, das eigentliche und letztlich einzige Thema Huntingtons.

Die ständigen Zweifel zwischen zeitübergreifender Substanz und pragmatischer tagespolitischer Flexibilität, die Huntingtons gesamtes Werk durchziehen, sind typisch für das progressive, um Ausbalancierung nominalistischer und realistischer Paradigmen bemühte politikwissenschaftliche Denken der USA der 1990er Jahre. Im europäischen Denken herrschte unter anderen historischen Voraussetzungen ein ebenso konsequenter wie ausschließender dekonstruktivistischer Impetus vor, der in seiner umfassenden relativistischen Emphase allerdings zum Teil ebenfalls »missionarische« Züge annahm.¹⁰ Wie konnte Huntington gegen dessen Widerstand mittelfristig trotzdem so große Wirkung auch in Europas entfalten?

Die Effizienz von Huntingtons Ideen lag gerade in ihrem konstitutiven Zwiespalt begründet: darin, dass sie als ebenso substantiell stabil wie tagespolitisch flexibel erschienen. Dies *erstens* wegen ihrer bewussten Behauptung einer epochal erneuerten Kultur- und Religions-Zentrierung des Politischen (Substantialität). *Zweitens* wegen ihrer aktiven Berücksichtigung der Inkubationszeiten zwischen Theorie (Idealismus) und Praxis (Pragmatismus) aufgrund der diachronen Assymetrien, die zwischen diesen beiden dialektisch konstitutiven Dimensionen des Wirklichkeitsprozesses wirken. *Drittens* wegen der engen (induktiven wie deduktiven) Verbindung von Theorie (Ideengeschichte, Idealismus) mit praktischer Erfahrung (Machtgeschichte, Pragmatismus, Flexibilität). Huntingtons Wirkung auf Europa lag *viertens* aber auch darin begründet, dass sich seine Ideen in hervorragender Weise zur Entzündung intensiver und lang anhaltender öffentlicher Kontroversen eigneten.

Huntington verband die vier konstitutiven System-Dimensionen, Makro-Strukturlogiken oder Gesellschafts-Diskurse der Moderne: Politik, Wirtschaft, Kultur und Religion zu einem neuen Ganzen, indem er die Leit-Logik der beiden letztgenannten Dimensionen als bestimmende Faktoren der vorgenannten definierte. Nicht zuletzt aus dieser transdisziplinären, traditionelle Disziplinen-Grenzen vielfach überschreitenden Analyse

10 Als beispielhaft dafür können im deutschen Sprachraum die – das Buch bestimmenden – politischen Passagen des damaligen intellektuellen Bestsellers von W. Welsch gelten (*Unsere post-moderne Moderne*. Weinheim und Berlin 1991ff.).

resultierte sowohl die Bewunderung wie die ebenso starke Ablehnung, die ihm sowohl von Fachkollegen wie von der Öffentlichkeit entgegengebracht wurde. Mit diesem »theoretischen Unitarismus« für den »letzten Nationalstaat« gelang es ihm im Übergang seiner Heimat in eine neue Epoche, die Globalisierungsdebatte als Ganze seit deren Beginn in den 1990er Jahren über die USA hinaus zu beeinflussen. Dies insbesondere hinsichtlich des Selbstverständnisses und strategischen Ausrichtung der von ihm bewusst im Singular so genannten »europäisch-westlichen Zivilisation« innerhalb des Globalisierungsprozesses.

Zur Bewertung aus europäischer Sicht I: Transdisziplinärer Vordenker der Eliten

Im Rückblick auf Huntingtons geistige Lebensleistung fällt für den europäischen Beobachter seine Fähigkeit auf, sich als Spiegel von etwas angeblich bereits Bestehendem zu geben, dessen Schöpfer er in Wirklichkeit war. Dazu kommen insbesondere zwei Aspekte: 1. Die Behauptung der Zugehörigkeit zu und der Wirkungsfokus auf Eliten, die es so als Kulturpraxis in Europa nicht gibt, und 2. die durch sie massgeblich mit impulierte, in den USA traditionelle Verbindung von Theorie und Praxis, die so als Kulturpraxis in Europa ebenfalls unbekannt ist. Im einzelnen:

1. Huntington war einerseits zeitlebens Teil der US-Elite. Ökonomische, politische und intellektuelle Eliten sind in den USA, England und den englischsprachigen Ländern weltweit traditionell eng miteinander verbunden. Sie spielen in ihren Gesellschaften eine weit größere Rolle als in Kontinentaleuropa. Diese Eliten verfügen über ein menschheitsteleologisches Selbstverständnis im Schnittfeld zwischen Machtpolitik und Humanismus. Sie sind weit kleiner als in Europa, ihre Verbindung mit »dem Volk« ist geringer, dafür sind sie multidisziplinär orientiert.¹¹ Huntingtons wichtigsten »klassischen« Lehrer stammten aus diesen Strömungen: Arnold Toynbee (1889-1975) und später der Georgetown-Historiker Carroll Quigley (1910-1977), der »einzige Lehrer« Bill Clintons.¹² Er blieb ihnen und ihren geistigen und politischen Quellen sein Leben lang treu.

Im Gegensatz zu seiner späten Berühmtheit zielte Huntington im Gefolge dieser Identitäts-Prägung selbst von Anfang bis Ende auf einen relativ schmalen Einflusssektor. Er entfaltete mit seinen Schriften – weniger in seinem Auftreten, das als eher scheu und wenig charismatisch beschrieben werden darf – maßgeblichen Einfluss weniger auf die breite Bevölkerung, als vielmehr auf das Selbstverständnis und die Ausrichtung der anglo-amerikanischen Eliten. Also jener Eliten, die zum Zeitpunkt seines Einflusses die Welt wie keine andere Elite in der Menschheitsgeschichte zuvor prägen konnten. Dort lag sein Fokus; hier wurde er zum »Verteiler von Ideen«, zum »Pflanzer eines geistigen Samens«, als den er sich selbst nicht ohne antiken, ins Ame-

11 Vgl. u. a. C. Quigley, *The Anglo-American Establishment*, GSG Associates 1981, sowie ders.: *Tragedy and Hope. A History of the World in Our Time*, GSG Associates 1975, und ders.: *The Evolution of Civilizations*, Liberty Fund 1979.

12 Vgl. B. Clinton, *Mein Leben*, aaO.

rikanische des 20. Jahrhunderts projizierten (und nicht zuletzt auch von seiner kurzen Militärzeit geprägten) Heroismus sah. Bis zu einem gewissen Grad war der öffentliche Intellektuelle, der Polemiken streute, nur die Zugabe zu seiner eigentlichen Konzentration auf »jene, die zählen«. Beide Strategien griffen ineinander und verstärkten sich gegenseitig. Dieses Gesamtkonzept ging rückblickend betrachtet wenigstens bis zu einem gewissen Grad auf. Im Übergangsprozess vom 20. ins 21. Jahrhundert konnte er genau an der empfindlichen Nahtstelle zwischen den Epochen mit seinen auf mehrere Jahrhunderte ausgreifenden Ideen langfristig Weichenstellungen dieser Eliten über seinen Tod hinaus mit beeinflussen. Natürlich war Huntington dabei, auch hier stellvertretend für massgebliche Teile der US-Politikwissenschaften, zugleich ein typischer Standes- und Klassenvertreter der WASP's (White Anglo-Saxon Protestants) – was er auch nie leugnete, im Gegenteil in seinem letzten Buch zum (polemischen) Thema machte.

2. Erst aus dieser Zugehörigkeit heraus lässt sich der zweite ausschlaggebende Faktor angemessen verstehen: Die Verbindung von Theorie und Praxis in Huntingtons Lebenswerk, in der sich zugleich die Verbindung von Politik und Kultur vollzieht. Sie ist in der US-Zivilisation im Unterschied zu Europa bereits seit dem 18. Jahrhundert selbstverständlich üblich und jedenfalls kulturell gefordert. Sie stellt für die US-Eliten nach wie vor eine Selbstverständlichkeit dar, ohne die keine Karriere zu machen und kein Einfluss zu gewinnen ist. Ein Professor der Politikwissenschaften muss einmal aktiv in der Politik gedient haben, ansonsten ist er nicht glaubwürdig, jedenfalls nicht auf hohem Niveau. Diese Usance stösst in Kontinentaleuropa nicht zuletzt deshalb auf Skepsis und Unverständnis, weil hier durch die leidvolle Geschichte des zweiten Weltkriegs nach dessen Ende 1945, massgeblich verstärkt durch die antielitären Bewegungen 1968, eine paradigmatische Opposition zwischen Politik und Kultur Platz gegriffen hat, die in einen tief verwurzelten systemischen Antagonismus zwischen diesen beiden gesellschaftlichen Diskurssystemen geführt hat. Dieser Antagonismus besitzt für den gegenwärtigen kerneuropäischen Kulturdiskurs noch immer identitätsbildenden Wert. Er hält sich bis heute nicht nur in den deutschsprachigen Ländern. Doch Europa war deshalb unter der »postmodernen« Paradigmen-Ägide dazu gezwungen, Theorie und Praxis des Politischen weitgehend voneinander abzuspalten – was sich in einem für das Selbstverständnis beider Seiten geradezu konstitutiven Gegensatz zwischen Politik und Politikwissenschaften spiegelte. Daher war es in seinen Wissenschaften des Politischen zugleich aber zu keinen ganzheitlichen Ansätzen mehr fähig. Es konnte das Politische »nur mehr – so paradox dies klingen mag – von einem Partikularismus des Konkreten geprägt (konzipieren), der zugesteht, dass Theoriebildung keine systematischen Entwürfe von langfristiger Geltung hervorbringen kann, sondern sich eher am Enzyklopädischen, Zufälligen, Regionalen, zeitlich Begrenzten oder gar Willkürlichen orientiert.«¹³ Daher konnte es wesentliche Dimensionen des Weltgeschehens auch nur noch in vergleichsweise kurzfristigen und

13 B. Burtscher-Bechter und M. Sexl (Hg.), *Theory Studies?* Innsbruck-Wien-München-Bozen 2001, Klappentext der Herausgeber.

nicht-ganzheitlichen Partikular-Perspektiven denken. Das erweist sich aber heute unter Globalisierungsbedingungen immer stärker als kontraproduktiv.

Zur Bewertung aus europäischer Sicht II: Vertreter eines komplexeren »Unitarismus« statt einer neuen Art systemischer Ausdifferenzierung

Auf der anderen Seite war Huntington aber auch im Negativen einseitiger Vertreter einer US-Kulturpraxis, und zwar weitgehend unbewusst. So war er eindeutig ein Vertreter des US-»Unitarismus«, das heisst eines transdisziplinären Zusammenschlusses der verschiedenen Gesellschaftsdiskurse von Politik, Wirtschaft, Kultur und Religion – nicht ihrer weitergetriebenen reifmodernen Ausdifferenzierung mittels Erhebung aller vier Diskursarten zu systemischer Gleichwertigkeit und funktionaler Gleichberechtigung. Sein Denken analysierte eine multikulturell werdende Zivilisationswelt aus der Perspektive nationalen Einheitsdenkens, also von außen, nicht von innen heraus. Und es analysierte Kultur- und Religionslogik aus dem Gesichtspunkt von politischer Logik, auf die es sie letztlich reduzierte.

Huntington interpretierte Kultur mittels kulturfremder Diskurs-Gesetze, mehr noch: Mittels nicht-immanenter Makro-Logiken, und ging daher aus Sicht einer Moderne, die sich als unvollendetes Projekt fortschreitender systemischer Ausdifferenzierung von Makro-Logiken und Leit-Diskursen versteht, an ihrem Eigenwesen vorbei. Er hatte zwar Recht damit, dass im »Wesen« von Kultur Konkurrenz, nicht Kooperation liegt. Aber er lag falsch darin, daraus Konfrontation statt wechselseitige Durchdringung abzuleiten. Dieses Problem erwuchs daraus, dass er Kultur faktisch zur machtpolitischen Instanz degradierte. Das Grundproblem von Huntingtons Theorie lag also in der Wurzel: In der definitorischen Grundbestimmung, dem begrifflichen Grundverständnis dessen, was »Kultur« ist und bedeutet. Daraus erwuchs nicht nur Huntingtons Überschätzung von kulturellen und religiösen Gruppenzugehörigkeiten, sondern auch ein folgenreiches Missverständnis in der Typologisierung von Kultur als solcher: Kulturen kämpfen nicht gegeneinander, sondern durchdringen sich, weil sie notwendigerweise permeabel sind. Darin liegt, im Unterschied zum Politischen, das antagonistisch funktioniert, ihr eigenständiger Systembeitrag. Diesen konnte Huntington nie fassen.¹⁴

Symptomatisch für seinen Unitarismus war ebenso, dass Huntington den Kampf zwischen progressiver und regressiver Spiritualität auf Weltebene nie wirklich unterscheiden oder konzeptionell greifen konnte. Für ihn waren konfessionelle Religion und Erfahrungs-Spiritualität tendenziell dasselbe. Darin liegt eines der entscheidenden Probleme – einer der nach innen und aussen blinden Flecke seines Werks.¹⁵

14 Vgl. die treffende Herausarbeitung dieses Sachverhalts bei R. Hoskoté und I. Trojanow, *Kampfabgabe. Kulturen bekämpfen sich nicht – sie fließen zusammen*, München 2007, sowie bei A. Sen, *Die Identitätsfalle. Warum es keinen Krieg der Kulturen gibt*, München 2007.

15 Mit diesem blinden Fleck korrespondiert allerdings die konzeptionelle, aktiv selbstinduzierte Blindheit kerneuropäischer Eliten 1979-2001 unter »postmoderner« Pauschal-Tabuisierung von Religion und Spiritualität als realpolitischen Faktoren – weshalb zum Beispiel von Seiten der europäischen Politikwissenschaften bis heute nie substantiell an die religiös durchgezogene

Aufgrund dieser Verfahrensweisen und der aus ihnen folgenden Missdeutungen war Huntington – wie große Teile der heutigen, noch stark national orientierten und auch globalpolitisch in nationalen Kriterien denkenden US-Politikwissenschaften – Vertreter der ersten und zweiten (unitarisch-nationalen) Moderne, noch nicht der Ausdifferenzierungstendenz eines Projekts »unvollendeter Moderne« (Habermas), wie es die dritte (postnationale) Phase der Moderne kennzeichnen sollte. Hier nun scheint Europa aufgrund seiner Antizipation der »postnationalen Konstellation« den US-Stereotypen, die Huntingtons Werk dominieren, deutlich voraus und auch komplexitätstheoretisch überlegen (Jeremy Rifkin).¹⁶

Zur Bewertung aus europäischer Sicht III: Keine Neukonzeption für das 21. Jahrhundert, sondern die Projektion des 20. in das 21. Jahrhundert

Insgesamt lautet das Fazit, und dieses Fazit ist symptomatisch für die Politikwissenschaften der USA am Übergangspunkt zwischen 20. und 21. Jahrhundert: Huntingtons Werk war und bleibt eine Projektion der politischen und gesellschaftlichen Logiken des 20. in das 21. Jahrhundert. Dies primär deshalb, weil er für die Kulturen (genauer: »Zivilisationen«) des 21. Jahrhunderts jene Gesetzmäßigkeiten postulierte, die für die Ideologien des 20. Jahrhunderts galten: Gesetzmäßigkeiten der Konfrontation, des wechselseitigen Ausschlusses unter Totalitäts-Gesichtspunkten, der Verdrängung und des uto- pischen Zielraums.

Dazu kommt, dass Kulturen in der fortgeschrittenen Moderne, und seien sie auch »Zivilisationen«, keineswegs mehr als in sich identische oder »unitarische« funktionieren, wie Huntington meist fraglos voraussetzt. »Die« christliche oder »die« muslimische Kultur wird man heute »als solche« kaum mehr finden – es sei denn in vielfach hybridisierter und multidimensional von zeit- und raumversetzten Schichten durchzogener Form, die in sich wachsende »asymmetrische« Ungleichgewichte produzieren (Herwig Münkler). Diese führen mit dazu, dass sich das »Jahrhundert der globalen Renaissance der Religionen« paradoxerweise um zusehends instabile Kerne gruppiert. Das zeigen die Ursachen des globalen Terrorismus ebenso wie die wachsenden religionsinternen Auseinandersetzungen, die sich keineswegs nur mehr auf Grundsatzfragen beziehen und sich nicht mehr vorwiegend in Flügelkämpfen artikulieren, sondern endemisch zu werden scheinen. Man sehe etwa die zusehends erbitterte Auseinandersetzung zwischen Existentialisten und Thomisten innerhalb der katholischen Kirche oder die drohende Spal-

Nachbarregion, den Nahen Osten heranzukommen war. Vgl. R. Benedikter, »Progressive versus regressive Spiritualität: Der neue »Kulturkampf« des 21. Jahrhunderts?» in: *Wiener Zeitung. Amtsblatt der Republik Österreich*. Wien, 16.12.2005, S. E4; sowie R. Benedikter, *Nachhaltige Demokratisierung des Irak? Sozio-kulturelle und demokratiepolitische Perspektiven*, Wien 2005.

- 16 J. Rifkin, *Der europäische Traum. Die Vision einer leisen Supermacht*, Frankfurt am Main / New York 2004. Vgl. R. Benedikter, »Für eine eigenständige Demokratie-Vision Europas. Wie weit trägt Jeremy Rifkins »Neuer Europäischer Traum«? In: *Das Goetheanum*. 83. Jahrgang, Nr. 45/2004, Basel 2004, S. 6–7.

tung der anglikanischen Kirche, aber auch die Kämpfe innerhalb des Islam und die Spaltungen im tibetischen Buddhismus.

Die Logik dieser Vorgänge gehorcht den unitarischen Zivilisations-, Kultur- und Religions-Projektionen Huntingtons bestenfalls noch in Oberflächenaspekten. Sie sind weit komplexer, dynamischer und anarchischer, als mit seinem Instrumentarium zu fassen ist. Und sie können nicht aus der von ihm gezeichneten »Vogelperspektive«, sondern nur in den Details ihrer je sich vollziehenden Realitäten vor konkreten Hintergründen angemessen verstanden und bearbeitet werden. Huntington jedoch hat Kultur ideologisch gelesen, und damit dazu beigetragen, ihr Selbstverständnis indirekt zu ideologisieren. Er hat damit letztlich nur in traditioneller Weise Kultur politisiert, statt in innovativer Weise Politik zu kulturalisieren. Er hat das 20. in das 21. Jahrhundert hinein projiziert und fortgesetzt, indem er »Kultur« als »anderes« Vehikel der Art von »Politik« begriff, wie sie sich unter den Bedingungen des Kalten Krieges geformt und sein Denken geprägt hatte.

Zusammenfassung

Der vorliegende Beitrag versucht eine kritische Würdigung von Leben und Werk des US-amerikanischen Politikwissenschaftlers Samuel P. Huntington (1927-2008). Er arbeitet als Grundmotiv von Huntingtons Werk die Tendenz heraus, die kulturpolitische Konstellation des 20. Jahrhunderts in das 21. zu projizieren, sowie Strategien und Anschauungen, die der Welt vor dem 11. September 2001 angehörten, auf die darauf folgende Konstellation anzuwenden. Diese Tendenz wird als bis zu einem gewissen Grad exemplarisch für Grundmuster in der US-amerikanischen Politikwissenschaft des vergangenen Jahrzehnts gekennzeichnet.

Summary

The article provides a critical appreciation of the life and work of Samuel P. Huntington (1927-2008). Reviewing his main ideas, functions and publications, it points out that Huntington had a tendency to project aspects of the culturo-political constellation of the 20th into the 21st century, and thus to apply strategies and solution patterns of the pre-9-11 world to the problems of the post-9-11 constellation. To a certain extent, this tendency can be considered as exemplary for parts of the mainstream drift within the Political Sciences in the USA in the past decade.

Roland Benedikter, The Projection of the 20th Century into the 21st. A critical review of the work of Samuel P. Huntington (1927-2008)